

Klaus von Beyme 75

„History without political science has no fruit, political science without history has no root.“ Einst stellte Klaus von Beyme diesen Aphorismus John Seelys einer berühmten Studie voran. Dem Symposium aus Anlass seines 75. Geburtstags gereichte es nicht weniger treffend zum Wahlspruch. Am 9. Oktober 2009 luden Wolfgang Merkel (WZB/Humboldt-Universität zu Berlin) und Andreas Busch (Universität Göttingen) in Zusammenarbeit mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften renommierte Soziologen, Historiker und Politikwissenschaftler zur Reflexion der kontroversen Frage „Politikwissenschaft als Kunst?“.

In seinen eigenen Arbeiten hatte sich der Jubilar des theoretischen Rüstzeugs eines jeden der Referenten bedient. So widersetzte sich Klaus von Beyme erfolgreich der funktionalen Differenzierung in den Sozialwissenschaften, wie Wolfgang Merkel in seiner Laudatio betonte. Wider das Paradoxon erzwungener Spezialisierung und gleichzeitig notwendiger Interdisziplinarität bedachte von Beyme stets die gesamte Breite des Fachs. Davon zeuge nicht zuletzt sein Plädoyer, im systematischen Vergleich keinen eigenständigen Bereich, sondern „eine der Wissenschaft besonders angemessene Herangehensweise“ zu sehen. Sie habe er stets in Verschränkung von historisch-genetischer Denkart mit moderner typologischer Systematisierung auf dem Boden sozialgeschichtlicher Historizität ausgefüllt. Im selben Moment erfordere diese Herangehensweise den Vergleich mit wenigen Fällen, deren intime Kenntnis die Bedingung gelingender Wissenschaft ist. Aus diesem Grunde habe Klaus von Beyme anstelle universaler Geltungsansprüche das „sparsame Suffizienzmodell“ bevorzugt.

Andreas Busch unterschied dieses epistemologische Leitbild der *parsimony* als *political science* von ihrer nach Vollständigkeit strebenden erkenntnistheoretischen Alternative – den *political studies*. *Parsimony* behauptet, wissenschaftliche Aussagen bedürften ausschließlich der Berücksichtigung wesentlicher Einflussgrößen, die mittels empirischer Daten und formalisierter Aussagen eine möglichst präzise Erklärung erlaubten. Vertreter der *political studies* hingegen folgten der Tradition geisteswissenschaftlicher Forschung, die, „auf historische Kontingenzen und Komplexitäten verweisend sowie aus detailiertem, geschichtlichem Wissen schöpfend“, möglichst umfassende, kontextsensible Erklärungen suche. Zwischen beiden Positionen und mitten durch Klaus von Beymes Werk verlaufen seit den 1990er Jahren die Frontlinien einer neuerlichen Methoden-debatte. Die jeweiligen Vorzüge von *science*



Politisch-historischer Dialog. Klaus von Beyme (links) und Herfried Münkler. [Foto: Detlef Schilke]

und *art*, ihre Grenzen und ihren Gegensatz rückte das Symposium in den Mittelpunkt.

Den Auftakt gab der Historiker Hans-Ulrich Wehler (Bielefeld). Er zog eine Bilanz der Kooperation der Geschichtswissenschaft mit den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Nachgerade befreiend hätten in den 1950er und 1960er Jahren lebhaft sozialwissenschaftliche Methoden- und Theoriedebatten auf seine damals in Nabelschau erstarrte Disziplin gewirkt. Insbesondere die Figur der doppelten Konstitution der Realität hob Wehler als wichtigen Impuls hervor. Der „schlichten Lehre“ des Rational-Choice-Ansatzes aus der neoklassischen Ökonomie sei hingegen wenig Resonanz in den Reihen der Historiker beschieden gewesen. Dennoch gelte es die Nähe von Soziologie, Politik- und Geschichtswissenschaft nicht zu überschätzen. Soziologen stellten als Ideengeber weniger die hermeneutische Herangehensweise der Historiker infrage als vielmehr ihre Kontextualisierung. Umgekehrt sei eine Historisierung der Sozialwissenschaften ausgeblieben. Gerade die Persistenz ahistorischer Erklärungsansätze unterstreiche die Bedeutung von Gelehrten wie Klaus von Beyme, in dessen Portfolio sich „genuin historische Werke“ zur politischen Theorie fänden, „mit einem strengeren systematischen Urteil, als es der herkömmliche Theoriedebatte riskieren würde“. In einem Atemzug mit Ernst Fraenkel und Gerhard A. Ritter zählte Ulrich Wehler daher den Jubilar zu jenen „Schlüs-

selffiguren“, die der Politik ihre Geschichte und der Geschichte ihre Politik wiesen.

Fritz W. Scharpf (Köln) spürte den Gemeinsamkeiten der Schriften Klaus von Beymes nach. Sie lägen in einem gemeinsamen Stil. Von Beyme verfare stets beschreibend und erklärend; sein Blick richte sich auf Strukturen und aufs Detail; die historische Genese werde zur selben Zeit deutlich wie ihre tagespolitische Aktualität. Dies zeige sich besonders deutlich an seinem Umgang mit normativer Politischer Theorie. Während jüngere Kollegen sich meist deutlich strategisch ins Verhältnis zu ihrem Gegenstand setzten und dessen Geschichte geradezu als „Waffenkammer“ gebrauchten, rekonstruiere von Beyme mit besonderer Sorgfalt die historische Einbettung politischer Ideen. Statt in kriegsbereiter Zurechtmachung übe er sich in „Theoriegeschichte als Gedächtniskunst“. Damit stehe von Beyme aber auch im Gegensatz zu Scharpf, der sein eigenes Wirken immer als problemorientierte Grundlagenforschung verstanden habe. Ihn trieben „Lösungschancen für akute Problemlagen“ um. Weniger die wohlwollende, „erinnernde Beschreibung“ als vielmehr ein Repertoire „erklärungskräftiger Theoriemodule“ solle deshalb am Ende seiner eigenen Arbeit stehen.

Einen ähnlichen Pragmatismus hob Hans-Dieter Klingemann (WZB) am gegenwärtigen Stand der Profession hervor. Sowohl in der Politischen Theorie als auch im Bereich der Methoden seien die großen Debatten über die gute oder die böse Theorie, die richtige oder die falsche Herangehensweise an ihr Ende gekommen. Das gewachsene Verständnis für die Komplementarität quantitativer und qualitativer Methoden folge einer Bewegung, in deren Verlauf ein einstmals paradigmatischer Widerstreit mit der Besinnung auf die dienende Funktion der Methoden in den Wissenschaften beigelegt werde. Als Ursachen führte Klingemann die fortschreitende Professionalisierung der Disziplin, die Globalisierung des wissenschaftlichen Diskurses und die interdisziplinäre Kooperation im Rahmen größerer Forschungsprojekte an.

Eine Dimension von Kunst erblickte Herfried Münkler (Humboldt-Universität zu Berlin) in Marx' Unterscheidung zwischen Forschungs- und Darstellungsweise. Aufeinander reduzierbar seien diese nicht; immer schrieben sich zeitgeschichtliche Bedingungen in ihr Verhältnis ein. Die Rekonstruktion der Vielfalt möglicher Übersetzungen von Forschung stelle nicht nur ein lohnenswertes Objekt ideengeschichtlicher Untersuchungen dar. Ihre Dokumentation verleihe zugleich der politischen Ideengeschichte den Charakter eines „Archivs“. Dessen intime Kenntnis und

Pflege sei gerade auch notwendig, um, ganz im Gegensatz zu Scharpf, Waffen zu schmieden. Waffen wider hegemoniale Geisteshaltungen; Waffen, die aus der politischen Ideengeschichte eine Innovations- und Kreativitätsreserve machten.

Kunst kenne keinen Fortschritt, sagte Klaus von Beyme in den Worten Max Webers. Ziel der Wissenschaft sei hingegen die Überholung einmal errungener Erkenntnis. Sein eigener enzyklopädischer Stil habe ihn zwar immer des harten, ausschließenden Verhältnisses von Kunst und Wissenschaft enthoben. Gleichwohl lenke jener Gegensatz den Blick auf unterschiedliche Orientierungen, für die symbolträchtig der „Urgegensatz“ von Mannheimer „Fliegenbeinzählern“ und Heidelberger „Geschichtenerzählern“ stehe. Die „Mannheimer“ folgten einem szientistischen Kurs; ihre Publikationen forderten häufig Kenntnisse der höheren Mathematik und Statistik. Liebhaber ihrer Analysen fänden sich mithin im Kreis ihrer Kollegen. Demgegenüber erbrächten „Märchenerzähler“ den Relevanznachweis der Wissenschaften. Aufgrund geringerer Vorbedingungen der Lektüre erhielten ihre Bände auch von einem breiteren Publikum Zuspruch. Nachdem er selbst der funktionalen Differenzierung des Fachs widerstanden hatte, formulierte Klaus von Beyme schließlich eine eigene wissenschaftliche Arbeitsteilung.

Einigen Widerspruch fand von Beymes Rekurs auf Webers „Wissenschaft als Beruf“. Wolfgang Merkel fragte, ob die breitere Datengrundlage und deren leichtere Verfügbarkeit allein schon bessere Forschung verbürgten. Verführten Statistiken nicht zu voreiligen Schlüssen über Länder, die der Forscher jenseits der Zahlenreihen gar nicht kenne? Scharpf betonte die bleibende Aussagekraft einmal gewonnener Erfahrung selbst im Lichte zeitgeschichtlichen Wandels. Treffend gestellte Diagnosen blieben ihrem ursprünglichen Entstehungsgrund auch später angemessen. In Anlehnung an Foucaults „Ordnung der Dinge“ behauptete Herfried Münkler gar, gemessen an der Vielfalt der Qualitäten nehme sich die Reichweite quantitativer Modelle äußerst bescheiden aus. Wüssten wir mit ihrer zunehmenden Verbreitung nicht eigentlich weniger? Hans-Dieter Klingemann verneinte dies. Gerade die immensen Fortschritte im Bereich der Methoden ermöglichten Verbesserungen wissenschaftlichen Erkennens, indem sie Normen strenger Prüfung unterwerfen, die sonst nur Postulate sein könnten.

Klaus von Beyme und Ulrich Wehler verwiesen demgegenüber auf einen anderen Aspekt: Charakter. Von Beyme forderte mit

Blick auf die moderne Rezeption seines Lehrers Carl Joachim Friedrich und der „Häme über den großen alten Mann“, der sich in seinem Totalitarismusbuch „[...] ganz gewaltig geirrt hat“, zur Selbstprüfung und Revisionsbereitschaft auf. Ulrich Wehler hieß die Fähigkeit zur Selbstkorrektur ein Erfordernis intellektueller Redlichkeit. Auch ihm sei Webers Wort nur schwer eingegangen, seine Wahrheit stehe für ihn dennoch außer Zweifel; „man soll es nur den Jüngeren nicht leicht machen“. In diesem Sinne bleibt zu wünschen: *Ad multos annos*, lieber Klaus von Beyme, *ad multos annos*!

Dag Tanneberg

Kunst und Wert

Wie bewerten Künstler in staatlichen Ausschüssen die Förderung von Kollegen oder künstlerischen Projekten? Verfügen Mitglieder der kubistischen Bewegung im Paris der 1920er Jahre über gemeinsame Konventionen, was ihre künstlerischen Standpunkte angeht? Wie produzieren Kuratoren der wichtigsten Kunsthäuser der Welt durch ihre Praktiken beim Aufhängen und Installieren künstlerischen Wert? Diese und ähnliche Fragen waren Thema des internationalen Workshops „Evaluation Practices in Art Worlds“ am 27. und 28. November 2009 im WZB. Mit Thesen zu Wertformen, Wertungsprozessen und Bewertungskriterien in der Kunst und der Kreativindustrie erschloss die Veranstaltung neue Forschungsperspektiven an der Schnittstelle zwischen Kunst- und Wirtschaftssoziologie.

Der Begriff der Kunstwelt (*art world*) ist seit Anfang der 1980er Jahre in der Kunstsoziologie verbreitet. Er fasst eine Forschungsperspektive zusammen, die vor allem kollaborative Produktionspraktiken und kreative Prozesse in Kunst, Architektur, Literatur oder Design beleuchtet. Der Blick auf Kunstwelten wirkt damit dem Mythos vom ausschaffenden Künstlergenie entgegen. Ziel des Workshops war es, Evaluationspraktiken als eine weitere wichtige Dimension von Kunstwelten zu thematisieren und so die Wechselbeziehungen zwischen Werten, Werken und Welten zu untersuchen. Im Zentrum stand die Frage, wie in Kunstwelten das Wertvolle an Kunstwerken erkannt, definiert und eingeschätzt wird.

Der von Ignacio Fariás und Sophie Mützel (Abteilung „Kulturelle Quellen von Neuheit“) organisierte Workshop führte empirische Studien von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Europa, Nord- und Südamerika zusammen. In der Diskussion kristallisierten sich drei analytische Aspekte

heraus, die Forscher bei der Verknüpfung von Kunst- und Wirtschaftssoziologie vor wichtige theoretische und empirische Herausforderungen stellen.

Ein wichtiger Aspekt war die Suche nach Ansätzen, um Werttypen und -formen zu systematisieren: Einerseits identifizierte Brian Moeran (Copenhagen Business School) sechs eigenständige Werttypen, die jeder Kulturproduktion zugrundeliegen. Am Beispiel einer Ethnographie zu Keramik-Kunst in Japan unterschied Moeran ästhetische Werte, soziale Werte, Austauschwerte, technische Werte, situationsbezogene Werte und funktionale Werte. Ähnliche Unterscheidungen von Werttypen präsentierte Marian Misdráhi (University of Montreal) in ihrer Präsentation über *peers' assessment* in der Literatur- und Kunstwelt Quebecs. Eine andere Systematik regte Michael Hutter (WZB) an, der zwischen Ausdrucksformen von Wert – statt Werttypen – unterschied. In Anlehnung an John Deweys Theorie der Werte thematisierte Hutter unterschiedliche Formen der Wertschätzung als *price*, *praise* und *prize* und zeigte, wie sie sich in der Kunst auswirken.

Ein weiteres zentrales Thema des Workshops bildeten analytische Unterscheidungen und empirische Verbindungen zwischen Wertungs- und Bewertungsprozessen in der Kunst und den kreativen Industrien. Solche Prozesse, die durch die Beziehungen zwischen Individuen und Objekten mit Wert geladen werden, beschrieb beispielsweise Carolin Gerlitz (Goldsmiths College, London). Sie untersuchte, wie Praktiken dezentraler Zusammenarbeit von Nutzern Marken aufwerten. Sophia Acord (University of California, Berkeley) setzte sich damit auseinander, wie Kuratoren durch Experimentieren mit Beziehungen zwischen Werken, Raum und Beobachtern den Wert einer Ausstellung zu maximieren versuchen.

Auch Bewertungsprozesse, die auf die Einschätzung des Wertes von Kunstwerken, von Marken oder Karrieren zielen, spielten in dieser Diskussion eine zentrale Rolle. Alain Quemin (Université Paris-Est) präsentierte quantitative Belege für zwei der wichtigsten Bewertungskriterien im Kunstmarkt, die stillschweigend gehandhabt werden, nämlich Nationalität und Lebensmittelpunkt. Vrajesh Hanspal (London School of Economics) zeigte anhand einer Studie, wie internationale Trends und weltbekannte Künstler zu einem Bewertungsmaßstab für örtliche Künstler in Montreal werden.

Der Workshop deckte eine theoretische Spannung zwischen der Indexikalität und Perfor-